

Was trägt?

Werte, Ideale, Normen, Tugenden. Vom Umgang miteinander

(Vortrag an der Deutschen Richterakademie in Trier, am 9. Mai 2017)

Der Mensch ist von Natur aus böse. Dies ist einer der Kerngedanken des englischen Philosophen *Thomas Hobbes* (1588-1679).¹ Und genauso sieht es heute der renommierte österreichische Psychiater und Experte für Kriminalpsychiatrie *Reinhard Haller*. Als Gutachter vor Gericht hat er mehr als 400 Mörder und Gewaltverbrecher untersucht. „Der Mensch“, so Haller, „kommt als universal kriminelles Wesen auf die Welt.“² Die *Kriminalstatistik*³ scheint für diese These zu sprechen. 6,33 Millionen Straftaten hat die deutsche Polizei im Jahr 2015 verzeichnet. Kriminelle brachen dieser Statistik nach mindestens 167.136 Mal in Wohnungen ein, stahlen 36.507 Autos und 335.174 Fahrräder, begingen 41.649 Betrügereien mit Bank- und Kreditkarten. Dazu kamen 127.395 gefährliche Körperverletzungen. 7.022 Menschen wurden Opfer einer (angezeigten) Vergewaltigung oder von sexueller Nötigung, 2.116 kamen durch Mord und Totschlag ums Leben. Die Zahlen von 2016 sind nahezu unverändert, sie stiegen minimal von 6,33 auf 6,37 Millionen an. Überdurchschnittliche Zuwächse gab es im Bereich der Gewaltkriminalität: Bei Mord und Totschlag wurde ein Plus von 14,3 Prozent registriert, bei Vergewaltigung und sexueller Nötigung lag der Anstieg bei 12,8 Prozent. Lediglich bei Wohnungseinbrüchen sank die Zahl um 9,5 Prozent.

Und dann ist da eine weitere Statistik: die der *Aufklärungsquote*. Während die Polizei fast alle Mörder dingfest machen konnte, wurde nur jeder zehnte Fahrraddieb ermittelt, blieben 85 Prozent der Wohnungseinbrecher unbehelligt, fast drei Viertel der Auto- und nahezu alle Taschendiebe. Mit anderen Worten: Wer das Gesetz bricht, riskiert offenbar nur wenig.

Es gibt aber noch eine zweite wichtige Stimme. Rund hundert Jahre nach Hobbes stellte der französische Philosoph *Jean Jacques Rousseau* (1712-1778)⁴ die Gegenthese auf, nämlich, dass der *Mensch von Natur aus gut ist*.

Ich selbst nehme eine mittlere Position ein. Der Mensch ist von Natur aus nicht nur böse, sondern auch gut. Er trägt beide Teile in sich, hat aber eine *Schlagseite zum Bösen*.⁵ Vor einer bewussten Entscheidung besteht oft eine Neigung zum Bösen. Das Böse liegt dem Menschen scheinbar näher als das Gute. Für diese These habe ich nicht nur die Lebenserfahrung auf meiner Seite, sondern auch die philosophische Anthropologie die von einem „amoralischen Apriori“ und die Theologie, die von

¹ Von ihm stammt bekanntlich auch die Feststellung „homo homini lupus“ – der Mensch ist dem Menschen ein Wolf! Vgl. Alexander Schwan, Art. Hobbes, in: Theologische Realenzyklopädie, Bd. 15, 404-412.

² „Jeder Mensch hat in sich seine Abgründe“. Interview von Andreas Lebert und Katrin Zeug mit Reinhard Haller, in: ZEIT Wissen Nr. 1/2017, 29; vgl. auch das Interview mit ihm in GEOkompakt Nr. 49/2016, 46-52.

³ https://www.bka.de/DE/.../Polizeikriminalstatistik/pks_node.html

⁴ Vgl. Martin Rang, Rousseaus Lehre vom Menschen. Göttingen 1959.

⁵ Vgl. Georg Langemeyer, Art. Konkupiszenz, in: W. Beinert (Hg.), Lexikon der katholischen Dogmatik, Freiburg-Basel-Wien 1987, 323 f.

„Konkupiszenz“ spricht. Die Bibel, sowohl das Alte- als auch das Neue Testament stellt an etlichen Stellen fest, dass das Herz des Menschen zum Bösen geneigt ist von Jugend auf (vgl. Jer 17,9; Gen 6,5 und 8,21; Röm 8,6; 7,23; 1,24-32).

Moral

Unbeschadet dessen und meiner These nicht widersprechend, gibt es viele Menschen, die sich anders verhalten und ihre Mitbürger nicht schädigen wollen. Sie geben das gefundene Portmonee zurück, verhalten sich rücksichtsvoll im Straßenverkehr, schaffen eine Rettungsgasse für den Krankenwagen und bilden keinen Pulk von Gaffern nach einem Unfall, engagieren sich in sozialen Bereichen, kümmern sich um Flüchtlinge. Sie folgen damit einem der stärksten und komplexesten Antriebe, die Homo sapiens ausgebildet hat: der *Moral*. Aber woher rührt die Moral, woher kommt jenes Gespür, das uns befähigt, die Wirklichkeit, die Welt um uns herum und auch uns selbst – unsere Ideen, Wünsche und Handlungen – dem Guten oder dem Bösen zuzuordnen? Die Humanwissenschaften (Biologie, Psychologie, Verhaltensforschung, Hirnforschung...) lehren uns, dass die Fähigkeit zur Moral angeboren ist. Nicht allein Religionen und Rechtssysteme, nicht allein Eltern und Lehrer bringen einem Menschen Sitte und Anstand bei, er kommt schon mit einem Gespür dafür, sozusagen mit einem Moralinstinkt zur Welt. Auf einen solchen Moralinstinkt weisen spontane moralische Entscheidungen hin und ebenso die Beobachtung, dass Delikte wie Töten, Rauben, Vergewaltigungen zu allen Zeiten und in allen Kulturen als verwerfliche Taten angesehen wurden, die man verhindern und bestrafen muss. Selbst wenn man davon ausgeht, dass die *Fähigkeit zur Moral* angeboren ist, ist damit noch nichts über ihre Inhalte und ihren Umfang gesagt. Moralische Empfindungen sind nicht in vollem Umfang angeboren. „Wir sind nicht von Geburt an mit Werten ausgestattet, sondern eben nur mit einem Lehrplan, welche Informationen wir aufnehmen können, und einigen Vorbedingungen, wie wir sie organisieren können“.⁶ Dieser Lehrplan wird im Laufe der Sozialisation gespeist von Überzeugungen, Erfahrungen, Charaktereigenschaften, gesellschaftlichen *Werten* und *Normen*. Sie beeinflussen unser Handeln, indem sie auf Ziele und den Weg zur Zielerreichung wirken.

Werte

Reden wir zunächst über *Werte*.⁷ Das Wort, immer in der Mehrzahl, ist ständig zu hören: in Parteitags- und Sonntagsreden, in Leitartikeln und Wahlprogrammen. Auch als westliche und christliche Werte kommen sie vor. Wir sollen und wollen an ihnen festhalten und müssen sie, insbesondere gegenüber dem sich zunehmend ausbreitenden Islam verteidigen. So der Tenor der sich zu Wort meldenden Talkshow Gästen. Was Werte beinhalten, wird, wenn überhaupt, nur selten gesagt. Worum geht es also?

⁶ Richard David Precht, *Wer bin ich – und wenn ja, wie viele*, München 2007, 170.

⁷ Aus der nicht mehr überschaubaren Literatur vgl. etwa nur: Dieter Frey (Hg.), *Psychologie der Werte*, Berlin-Heidelberg 2016; Ulrich Hemel, *Wert und Werte. Ethik für Manager – Ein Leitfadens für die Praxis*, München 2007; Brun-Hagen Hennerkes und George Augustin (Hg.), *Wertewandel mitgestalten*, Freiburg-Basel-Wien 2012; Karl-Heinz Hillman, *Wertewandel*, Würzburg 2003; Peter Prange, *Werte. Von Plato bis Pop. Alles, was uns verbindet*, Frankfurt 2016; Andreas Rödder und Wolfgang Elz (Hg.), *Alte Werte – Neue Werte*, Göttingen 2008; Andreas Urs Sommer, *Werte. Warum man sie braucht, obwohl es sie nicht gibt*, Stuttgart 2016

Es mag erstaunen, dass die Herkunft des Wertbegriffs⁸ nicht in der Philosophie oder Theologie liegt, sondern in der *Ökonomie*. Aus der Ökonomie ist er erst im 19. Jahrhundert in die Ethik eingewandert. An die ökonomische Herkunft des Begriffs erinnert noch der Hinweis in Hotels, für die Verwahrung von „Wertsachen“ stünde ein Safe zur Verfügung, oder die Meldung im Wirtschaftsteil der Tageszeitung, dass die Flucht in „Sachwerte“ unbeschadet der Niedrigzinspolitik der Zentralbanken, den Goldpreis steigen lässt.

Unabhängig von der Herkunft des Begriffs versteht man heute unter einem Wert das, was eine Person für sich und andere als wünschens- und erstrebenswert ansieht. Die *Definition* lässt unschwer erkennen, dass Werte sich aus subjektiven menschlichen Wertungen ergeben und damit etwas sehr individuelles sind. Menschen entwickeln also Werte, sie finden sie nicht einfach vor als „Ideen von oben“. Werte sind Produkte des Menschen und damit sehr unterschiedlich. Und wie Menschen untereinander konkurrieren, so auch die von ihnen geschaffenen Werte. Zudem sind Werte wandlungs- und entwicklungsfähig.

Werte können nach ihrer unterschiedlichen Bedeutung für die wesentlichen Aufgaben des Menschen in hierarchischer Stufenfolge angeordnet werden, die der Mensch in seiner verantwortlichen Lebensgestaltung zu beachten hat. Die Tradition spricht hier von einer *Wertpyramide*, mit den vorrangigsten Werten an der Spitze und den untergeordneten Werten an der Basis der Pyramide. Auf der ersten und unteren Stufe stehen Sachwerte (Nahrung, Wohnung, Kleidung, sonstige Besitzgüter). Auf der nächsthöheren zweiten Stufe stehen Werte gesellschaftlichen Geltens (Ruf, Ehre, Möglichkeit der eigenen Lebensgestaltung). Auf der dritten Stufe stehen die Lebenswerte (Gesundheit). Auf der vierten Stufe stehen die geistigen Werte (das Wahre, das Schöne). Auf der fünften Stufe stehen die sittlichen Werte (das sittlich Gute, die Tugenden). Auf der sechsten und letzten Stufe stehen die religiösen Werte (das Heilige, die Gottverbundenheit).

Wenn der Mensch in einen *Konflikt zwischen Werten* verschiedener Stufen gerät, lautet in der traditionellen Ethik die Grundregel richtigen Verhaltens: dem höheren Wert den Vorrang geben. Und wenn Wert und Unwert einander gegenüberstehen, darf der Unwert bei der Verwirklichung eines Wertes höchstens in Kauf genommen werden (Handlung mit doppelter Wirkung). So darf man beispielsweise einem Schwerstkranken zur Linderung seiner Schmerzen (Wert) eine entsprechende Menge Schmerzmittel verabreichen, selbst wenn dabei der Tod (Unwert) eintreten würde (indirekte Strebehilfe). Wichtig ist hierbei, dass der Tod nicht angezielt wird, sondern nur in Kauf genommen wird.

Eine solche Wertehierarchie mag bei vielen ethischen Entscheidungen hilfreich sein, sie wird aber auch hinterfragt. Wann etwa zählen geistige Werte mehr als materielle? Die einen räumen dem sinnlichen Genuss (Essen und Trinken) einen hohen Stellenwert ein, die anderen den ästhetischen Freuden (Kunst, Theater), den persönlichen Beziehungen oder der Gottbegegnung.

Die Hierarchie der Werte kann auch durch die *Dringlichkeit eines Wertes* relativiert werden. So kann beispielsweise in einer stark gestörten Ehe für die gute Erziehung der vorhandenen Kinder wie für die Existenzverwirklichung beider Partner eine

⁸ Vgl. Hermann Lübke, Werte – ihr Begriff, ihr Wandel und ihr moralischer Missbrauch, in: B.-H. Hennerkes und G. Augustin (Hg.), 29-39.

Trennung der Ehepartner als notwendig erachtet werden, selbst dann, wenn die Ehe als höherer Wert erscheint. Dass einem Wert in bestimmten Situationen von bestimmten Gruppen den Vorrang zuerkannt wird, macht die Werte, die dahinter zurückbleiben, nicht bedeutungslos. Die Ehe auf Lebenszeit gilt nach wie vor als anzustrebender Wert, auch bei den Menschen, die nichts mit dem Christlichen am Hut haben.

Werte können sich auch wandeln.⁹ Der sogenannte *Wertewandel* beruht auf einer kontinuierlichen oder plötzlichen Veränderung der moralischen Überzeugungen einer Gesellschaft. In der westlichen Welt ist ein solcher Wertewandel seit den 1960er Jahren festzustellen. Die damit befassten Sozialwissenschaftler sprechen von einem „Wertewandlungsschub“ oder von einer „stillen Revolution“ der Werte. Es änderten sich nicht einige wenige Werte, vielmehr ist ein grundlegender Wandel in vielen Lebensbereichen übergreifender Wandel an Werthaltungen und Lebensorientierungen erkennbar. Beispiele für den Wertewandel im Sexualbereich ist die Aufhebung des § 175 StGB über homosexuelle Handlungen im Jahr 1988 im Westen und 1994 im Osten Deutschlands und die Einführung einer Hochzeit zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern. Während eine Hochzeit zwischen zwei Männern oder zwei Frauen vor hundert Jahren noch undenkbar war, ist dies heute schon fast normal und wird von der Gesellschaft akzeptiert. In anderen Ländern gilt die Liebe zwischen zwei gleichgeschlechtlichen Partnern auch heute noch als Sünde und öffentliches Vergehen, das mit der Todesstrafe bestraft werden kann. Von *Konrad Adenauer* wird berichtet, dass er seinen Minister *Schmückle*, als dieser sich scheiden ließ, zum Gespräch gebeten und ihn vor die Alternative gestellt hat: „Entweder Sie heiraten wieder ihre Frau, oder ich entlasse sie als Minister.“ Schmückle hat seine Frau wieder geheiratet und blieb Minister. So etwas wäre heute undenkbar.

Ein weiteres Beispiel für die Dringlichkeit und zugleich für den Wandel eines Wertes ist der Satz von *Bertold Brecht* in der „Dreigroschenoper“: „Erst kommt das Fressen, dann die Moral.“ Wenn man heute die enorme Entwicklung von Bioläden sieht und das Steigen der Fair-Trade-Umsätze, stimmt Brechts Satz nur noch bedingt. Und manche aus der Branche werben deshalb mit der Umkehr des Satzes: „Erst kommt die Moral, dann das Fressen.“

Wenn wir genau hinschauen, ist es nicht der Wert an sich, der sich wandelt, es wandelt sich aber die *Rangordnung und Bedeutsamkeit* einzelner Werte für das Handeln des Menschen. Die Werte selbst sind also nicht dem Wandel unterworfen, sondern die menschlichen Wertschätzungen.¹⁰

Werte, das haben wir schon festgestellt, entstehen nicht zufällig, sondern sind von Menschen gemacht, sie sind nicht angeboren, sondern werden im Rahmen der frühen Sozialisation, also schon im Kindesalter, erworben.¹¹ Wir sprechen hier von *Moralentwicklung*, die stufenweise erfolgt und nachweislich auch gefördert werden kann. Was wichtige Werte sind, kann das Kind erleben durch Selbst- und Fremderfahrung, durch Aufarbeitung von Konflikterfahrung, insbesondere durch Vorbilderfahrung (Lernen am Modell). Das *Vorbild* wird als Leitfigur bzw. als richtungsweisendes und idealisiertes Muster oder Beispiel für das eigene Leben

⁹ Vgl. Robert Spaemann, Gibt es einen Wertewandel?, in: B.-H.Hennerkes und G.Augustin (Hg.), 40-61.

¹⁰ Vgl. Ders., a.a.O. 44.

¹¹ Ich folge hier Dieter Frey (Hg.), 307-319.

übernommen. Das Vorbild ist die Belegung eines Ideals. Ein *Ideal* umfasst die notwendigen Einzelattribute, die einer Person oder einer menschlichen Handlung zukommen, um Vollkommenheit zu erreichen. Das Kind sieht, wie andere, an denen es sich orientiert, einen bestimmten Wert zeigen (z.B. Liebe, Dankbarkeit) – oder gerade eben nicht. Umso bedeutsamer ist es, dass sich Personen in verantwortlichen Positionen, die Eltern, Großeltern, Lehrer, sich ihrer Vorbildfunktion bewusst sind.

Es ist auch wichtig, dass man für die Umsetzung bestimmter Werte belohnt wird oder sieht, wie andere belohnt werden. Wenn weder Vorbilder vorhanden sind noch *Anreiz und Nutzen* erkennbar sind, sich entsprechend eines Wertes zu verhalten nach dem Motto „Der Ehrliche ist der Dumme“, wird der Wert weniger oder gar nicht ins Verhalten umgesetzt. In diesem Zusammenhang sind auch die sogenannten Boni zu verstehen. Wenn ein Manager ein Unternehmen nach vorne bringt, die Mitarbeiter davon profitieren und Arbeitsplätze gesichert werden, können Boni angemessen sein. Wenn es den Mitarbeitern und dem Unternehmen aber schlechter geht und trotzdem Boni gezahlt werden, dann sind diese Sonderzahlungen unanständig. Wenn sie aus Steuermitteln bezahlt werden, müssen hier besonders strenge Kriterien angelegt werden.

Es stellt sich die Frage, ob und inwieweit Werte auch noch im *Erwachsenenalter* erworben werden können und trainierbar sind. Die Frage stellt sich vor allem in Organisationen jeglicher Art und bestimmt die Firmenphilosophie großer Unternehmen. Die Frage ist mit Ja zu beantworten, wobei aber zugleich klar zu stellen ist, dass eine Proklamierung von Werten allein nicht ausreicht. Die Grundvoraussetzung ist eine Führungs- und Unternehmenskultur, die geprägt ist von Wertschätzung, Fairness, Vertrauen und Offenheit.

Die *konkrete Wertvermittlung* erfolgt an Hand unterschiedlicher Modelle, die hier im einzelnen nicht entfaltet werden können, ich kann hier nur einige Fixpunkte nennen:¹²

1. Kompetenz des Senders. Der Sender (Führungsperson, Eltern, Lehrer usw.) muss Kompetenz und eine gewisse Autorität innehaben. Hinsichtlich Zivilcourage (Mut, missliebige Meinungen zu äußern) und Verantwortung muss der Sender also in seinem Gebiet selbst Zivilcourage oder Verantwortung gezeigt haben, damit der Empfänger ihn für kompetent hält, dies zu vermitteln.
2. Sympathie. Je größer die Sympathie zwischen Sender und Empfänger, umso eher wird es dem Sender gelingen, die Werte, die ihm wichtig sind, tatsächlich zu transportieren, d. h. zu beleben oder zu verstärken.
3. Vertrauenswürdigkeit. Je mehr Vertrauen dem Sender zugeschrieben wird, umso größer ist seine Chance, dass er Werte transportieren kann.
4. Einengungen des Empfängers vermeiden. Bei der Vermittlung von Werten darf der Empfänger nicht zu sehr eingeengt werden, z.B., dass man nur einen Wert als wichtig erachtet und dadurch Widerstand auslöst. Die Kommunikationsforschung hat gezeigt, dass ein Pluralismus für die Vermittlung von Inhalten grundsätzlich vorteilhafter ist als die Fokussierung auf beispielsweise nur einen Grundwert. Dies zeigt beispielsweise auch die Diskussion über die Menschenwürde zwischen China und dem Westen. Hier bedarf es höchster Sensibilität, weil die Fokussierung auf die Menschenwürde stets Widerstand erzeugt. Das hängt auch damit zusammen, dass in den asiatischen Ländern die Menschenwürde nicht den gleichen Rang hat, wie bei uns. Auf die Anmahnung der Menschenwürde erwidern die Chinesen ungerührt, dass die chinesische Gesellschaft eben einen anderen Wertekanon habe als die

¹² Ausführlich bei Dieter Frey (Hg.), ebd.

Europäer. 5. Vermittlung von Sinn und Kontrolle bei der Wertvermittlung. Die Menschen müssen einsehen, warum und wieso ein bestimmter Wert transportiert werden soll. Warum gibt es z.B. den Wert „Verantwortung“ oder „Zivilcourage“? Hier gilt es den Sinn dieser Werte transparent zu machen und z.B. ihre Entstehungsgeschichte und kulturelle Verankerung aufzuzeigen.

Es gibt durchaus Menschen die der Auffassung sind, wertorientiertes Verhalten zahle sich nicht aus. Das Gegenteil ist der Fall, vielleicht nicht auf den ersten Blick, wohl aber langfristig. Dazu drei Beispiele. 1. Eine Mitarbeiterin merkt, dass sie unfair behandelt, instrumentalisiert und ausgebeutet wird. Die Folge: Sie wird ihr Potential nicht voll aktivieren, geht in die „innere Kündigung“ und macht „Dienst nach Vorschrift“. Dem Unternehmen gereicht dies nicht zum Vorteil. 2. Eine Kunde merkt schnell, ob er fair behandelt wird und ob das Preis-Leistungs-Verhältnis stimmt. Die Konsequenz: Er wechselt den Anbieter. 3. Ein Lieferant, der ausgebeutet wird, wird seinerseits die Kosten reduzieren, was zur Minderung der Qualität und Innovation führt.

Verlassen wir den privaten und wirtschaftlichen Bereich und werfen noch einen kurzen Blick auf das öffentliche Leben und die Politik. „Gerade für problematische Sachverhalte der Gesellschaft wie Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit und Gewalt ist die Proklamierung von Werten zentral. Dem sollte allerdings das Verständnis und die Einsicht innewohnen, dass eine Proklamierung allein relativ wenig bewirkt. Neben den Werten sind Wissen und Handlungskompetenzen notwendig, wie man dies umsetzt. Wie geht man also mit Menschen, die sich antisemitisch und fremdenfeindlich verhalten um? Durch Appelle wird man wenig erreichen, aber durch Konfrontation: Wenn du ein Fremder wärst, wie würdest du dich fühlen? Fändest du es fair, diesen Anfeindungen ausgesetzt zu sein? Dies kann zum Nachdenken anregen, einen Perspektivwechsel ermöglichen. Gleichzeitig braucht man aber auch eine klare Null-Toleranz-Strategie, der zufolge die Verletzung wesentlicher Werte und mit ihnen die der Menschenwürde ein absolutes Tabu darstellt und bestraft wird. Man braucht also beides, die Proklamation von Werten, Vorbilder, Diskussion über Wertedilemmata, aber auch die Negativsanktionierung von Wertverletzungen, dort wo Menschenwürde verletzt wird.“¹³

Was versteht man unter den vielbeschworenen *westlichen Werten*?¹⁴ Zu ihnen gehören insbesondere: 1. Die universalen Menschenrechte mit ihren drei Säulen Freiheit, Gleichheit, Solidarität; 2. Demokratische Prinzipien wie freie Wahl, demokratische Verfassung, Vorhandensein einer Opposition; Rechtsstaatlichkeit (Grundrechte, Gewaltenteilung); Säkularität (Trennung von Kirche und Staat). Die westlichen Werte haben ihren Namen daher, dass sie zuerst in Europa und Amerika, der Heimat ausgewanderter Europäer, verwirklicht wurden und den westlichen Kulturkreis heute prägen. Diese Werte sind universell und können als Einladung an alle Kulturen verstanden werden.

¹³ Dieter Frey (Hg.), a.a.O. 319.

¹⁴ Vgl. Hans Joas und Klaus Wiegandt (Hg.), Die kulturellen Werte Europas, Frankfurt 2005; Heinrich August Winkler, Europäische oder westliche Werte? Gedanken über ein unvollendetes Projekt, in: B.-H. Hennerkes und G. Augustin (Hg.), 65-71.

Was versteht man unter *christlichen Werten*?¹⁵ Welche Werte sind gemeint, wenn das deutsche Bundesverfassungsgericht davon spricht, dass nach wie vor die „überragende Prägestärke“ anzuerkennen sei, die dem christlichen Glauben und den christlichen Kirchen für das politische Zusammenleben zukommt (Bundesverfassungsgericht 1995:22)? Der frühere Ratsvorsitzende der EKD *Wolfgang Huber* hebt die folgenden hervor: 1. Gottvertrauen und Nächstenliebe. 2. Achtung der Menschenwürde, 3. Toleranz, 4. Verantwortete Freiheit, 5. Einsatz für das Gemeinwohl.

Normen

Kommen wir nun zum nächsten Punkt unseres Themas, den Maßstäben bzw. Normen.¹⁶ Das Wort *Norm* kommt aus dem Bereich von Handwerk und Technik. „Norma“ ein aus dem Lateinischen entlehntes Wort war das Winkelmaß des Zimmermanns oder die Richtschnur zum Messen und Vermessen. Man unterscheidet moralische Normen von Rechtsnormen oder auch sachbezogenen Normen. Sachbezogene Normen finden wir u.a. in der Industrie. Aufgrund fachlicher und zweckmäßiger Überlegungen, sind z.B. Werkzeuge, Maschinen, Geräte u.s.w. genormt. Rechtsnormen dagegen sind Ordnungsprinzipien des gemeinschaftlichen Lebens und beruhen auf vernünftiger Einsicht und den Notwendigkeiten von Rechtssicherheit. Sie müssen deshalb mit dem Mittel der Strafe durchgesetzt werden. Moralische Normen bringen darüber hinaus die Einsicht in ethisch verbindliche Erfordernisse gelingenden menschlichen Lebens zum Ausdruck und sind auf die Anerkennung durch die moralischen Subjekte angewiesen. Nur auf der Basis gemeinsam anerkannter sittlicher Normen können menschliche Gesellschaften human lebende Formen freier und gelingender Gemeinschaft sein. Ohne ein Mindestmaß sozial akzeptierter moralischer Normen kann keine soziale Einheit bestehen.

Normen stehen in enger Verbindung zu Werten. Sie übersetzen die in der Wertordnung einer Gesellschaft vorgegeben Zielsetzungen in konkrete Maximen und Handlungsrichtlinien und sind damit im ethischen Sinn Maßstab für das in einer bestimmten Situation richtige und angemessene Verhalten eines Menschen. Die *Werte liegen den Normen voraus*. Normen setzen Werte um und schützen sie. So wird beispielsweise der Wert des Lebens durch die Norm „Du sollst nicht töten“ umgesetzt; der Wert der Wahrheit durch die Norm „Du sollst nicht lügen“; der Wert des Eigentums durch die Norm „Du sollst nicht stehlen“.

Normen haben *drei wichtige Funktionen*: 1. Sie entlasten den Einzelnen von dem Zwang, selbst in alltäglichen Situationen immer wieder aufs Neue über sein konkretes Vorgehen entscheiden zu müssen, indem sie ihm als Maßstab und Orientierung dienen. 2. Sie sichern und schützen menschliches Zusammenleben, indem sie einen ethischen Minimalkonsens gewährleisten, an denen sich alle Mitglieder einer Gemeinschaft zu halten haben. 3. Sie fordern aber auch heraus, die vorgegebenen Verhaltensmuster immer wieder aus Neuem an der Wirklichkeit zu

¹⁵ Vgl. Wolfgang Huber, Glaubensfragen. Eine evangelische Orientierung, München 2017, 295-300; vgl. auch Herbert Schambeck, Kirche, Staat und Demokratie. Ein Grundthema der katholischen Soziallehre, Berlin 1992, 114-126.

¹⁶ Vgl. zum folgenden Franz Georg Friemel u.a. (Hg.), Erste Auskunft „Ethik“, Leipzig 1998, 135 f.; Claudia Lenser, Christliche Ethik, Freising 2012, 29-35; Gerhard Marschütz, theologisch ethisch nachdenken. Bd.1, Würzburg 2009, 175-240.

überprüfen und gegebenenfalls neue Strategien und Normen zu entwickeln, um die Wertmaßstäbe auch unter veränderten Bedingungen aufrechterhalten zu können.

In der traditionellen Ethik wurden Normen gesetzt und begründet durch *Autoritäten*. Der Begriff Autorität wird hier in einem weiten Sinn verstanden und meint eine durch Ansehen bzw. Glaubwürdigkeit legitimierte Instanz oder Institution, die den Normen allein durch das große Vertrauen, das die Instanz genießt, die notwendige gesellschaftliche Anerkennung verschaffen kann. Darunter sind zu verstehen: 1. Personen (informell oder formell, d.h. in ihrer Rolle als Privatpersonen oder als Amtspersonen, wie dies etwa beim Lehramt der Kirche der Fall ist), 2. Texte (z.B. die Bibel), 3. Recht und Gesetz (z.B. das deutsche Grundgesetz). 4. Wissenschaft (z.B. Forschungseinrichtungen und Universitäten). 5. Traditionen, so weit sie noch fest im Bewusstsein der Menschen verankert sind.

Im Kontext pluraler und moderner Gesellschaften hat die autoritative Normbegründung ihre ursprüngliche Bedeutung eingebüßt. Eine Ausnahme scheint lediglich die normative Autorität von Wissenschaften zu bilden, man denke nur an das geflügelte Wort von der Wissenschaftsgläubigkeit moderner Menschen.

Die autoritative Normenbegründung wurde mehr oder weniger abgelöst durch *diskursive Normbegründung*. Dabei geht es darum, im freien argumentativen Gespräch der gesellschaftlichen Individuen und Gruppen einen vernünftigen und friedlichen Konsens darüber zu finden, was verantwortlich zu tun ist. In Diskursen muss also eine Verständigung über Geltung und Reichweite von Normen gefunden werden. Der Vorteil der Diskursethik ist, dass sie im Kontext moderner Gesellschaften eine hohe Plausibilität aufweist. Sie versteht sich als kultur- und zeitunabhängig und von allen vernünftigen Wesen in gleicher Weise nachvollziehbar, also universal ist.

Wie die Werte sind auch Normen *wandelbar*. Dabei können die geltenden Normen aufgrund von neuen Errungenschaften durch die Technik, neuer existentielle Bedürfnisse und Wandlungen des Lebensgefühls oder Begegnung mit anderen Kulturen und deren Bräuchen und Weltanschauungen ihre soziale Akzeptanz verlieren. In dieser Situation bedürfen moralische Normen einer neuen Begründung. Der *Verpflichtungscharakter* einer Norm ergibt sich nach verantwortlicher Prüfung.

Tugenden

Das Wort Tugend hat nicht so einen guten Klang, wie das Wort Wert. Schon der Philosoph *Max Scheler* (1874-1928) stellte in seinem bereits vor dem Ersten Weltkrieg geschriebenen Essay „Zur Rehabilitierung der Tugend“ fest, dass das Wort Tugend, das „zu anderen Zeiten“ ein „höchst anmutiges, anlockendes, charmvolles Wesen“ bezeichnet habe, inzwischen so sehr abgetan sei, „dass wir uns eines Lächelns kaum erwehren können, wenn wir es hören oder lesen“.

Dass dies so gekommen ist, hat verschiedene Gründe. Ein Grund ist sicherlich der, dass die Tugenden im 18. und 19. Jahrhundert einen großen Einfluss ausübten. Die „*bürgerlichen Tugenden*“¹⁷ benannt nach der damaligen Gesellschaft, wie Ordnungsliebe, Reinlichkeit, Sparsamkeit, Pünktlichkeit und Fleiß wurden quasi als

¹⁷ Vgl. Paul Münch (Hg.), *Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der „bürgerlichen Tugenden“*, München 1991.

gesellschaftliche Grundwerte ausgegeben. Es soll hier nicht darum gehen, den bürgerlichen Tugenden ihren Sinn und ihre Berechtigung abzusprechen, wohl aber um die Feststellung, dass ihre damalige Hochstilisierung zu moralischen Wertmessern schlechthin den eigentlichen Tugendgedanken bis in die heutige Zeit hinein eher verhindert als gefördert hat. Die bürgerlichen Tugenden hatten sich damals verselbständigt, indem sie andere und wichtigere Tugenden in den Hintergrund drängten, und hatten schließlich zu einem Zwangssystem geführt, das den Menschen einschnürte, von seinen intensivsten und vitalsten Möglichkeiten abdrängte, den „Tugendbold“ mit äußerlich korrektem Lebenswandel pries und die Angst hervorrief, bloß nicht beim Übertreten jener Tugendforderungen entdeckt zu werden.

Zu einem Bedeutungsverlust der Tugend führte schließlich auch eine sich *christlich nennende Sittlichkeit*, die auf nicht wenigen Grabsteinen, vor allem im süddeutschen Raum ihren Ausdruck gefunden hat in der Aufschrift „Für den ehr- und tugendamen Jüngling“ bzw. „Für das ehr- und tugendsame Fräulein“. Mit dieser Inschrift war die Vorstellung verbunden, dass er bzw. sie nicht verheiratet war und dass man ihr bzw. ihm in punkto Frauen bzw. Männern nichts nachsagen konnte. Der Tugendsame war also jener, der über die Tugend der Keuschheit verfügte, der die geltende Sitte nicht übertrat und dem man insgesamt Wohlverhalten bescheinigen konnte. Von da war es nicht weit bis zur Auffassung, Tugend besage Mangel an Vitalität und Unternehmungsgeist. Ihr wesentliches Kennzeichen war es geradezu, in der Gesellschaft nicht aufzufallen, weder positiv noch negativ.

Zu einer Erosion der Tugend kam es dann im deutschen *Faschismus*. So waren im Konzentrationslager Dachau pervertierte Tugenden als „Weg zur Freiheit“ in großen Lettern auf die Dächer des Wirtschaftstraktes geschrieben worden: „Es gibt einen Weg zur Freiheit. Seine Meilensteine heißen: Gehorsam, Fleiß, Ehrlichkeit, Ordnung, Sauberkeit, Nüchternheit, Wahrhaftigkeit, Opfersinn und Liebe zum Vaterland!“¹⁸ Wir wissen, dass der Missbrauch und die ideologische Funktionalisierung der bürgerlichen Tugenden durch die Nazis verstärkt durch Rassismus und geschürt durch Fanatismus in einem moralischen Chaos endete.

Das alles ist nicht mit Tugend gemeint.¹⁹ Das Wort „*Tugend*“ hängt sprachlich zusammen mit „taugen“. Im Althochdeutschen bedeutet „tugunt“ so viel wie Tüchtigkeit. Tugend meint demnach die durch beständige Übung erworbene körperliche und geistig-seelische Fähigkeit, das, was in einer Gesellschaft als gut und wertvoll angesehen wird, mit Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit zu tun. In der Tugend werden im Menschen angelegte gute Möglichkeiten und Fähigkeiten entwickelt und entfaltet. Wo wir von einem Menschen sagen, er handle nicht nur einmal gerecht, sondern er sei gerecht, wo jemand nicht nur fallweise seine Begehrlichkeit beherrscht, sondern auf Grund oftmaliger Bemühung wie selbstverständlich und ohne zusammengebissene Zähne im Bereich seiner Triebe die Beherrschung behält, da ist die Rede von der Tugend der Gerechtigkeit bzw. von Zucht und Maß. Die Tugenden gelten also sogleich für den einzelnen als moralische Empfehlung und letztlich sein Glück und Wohlbefinden besorgend wie auch als Ermöglichung des Gemeinwohls. Für den Trierer Philosophen *Norbert Hinske*²⁰ sind

¹⁸ Josef Fellsches, *Lebenkönnen*. Von Tugendtheorie zur Lebenskunst. Essen 1996, 103 f.

¹⁹ Vgl. Helmut Weber, *Allgemeine Moralthologie*, Graz-Wien-Köln 1991, 320-338.

²⁰ Norbert Hinske, *Welche Eigenschaften braucht der Mensch? Überlegungen zur Tugendethik*, in: *Forschung und Lehre* 7/1998, 348-350.

Tugenden „Eigenschaften, die der Mensch braucht, um auf Dauer ein erfülltes Leben zu führen.“ Sie „bilden Grundorientierungen des menschlichen Handelns und sind sogleich diejenigen Eigenschaften, die der Mensch braucht, um vor sich selbst bestehen zu können und nicht die Selbstachtung zu verlieren.“

Seit der Antike kennt man die sogenannten vier „*Kardinaltugenden*“ (von latein. *cardo* = Türangel): Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigkeit, die für die menschliche Reifung entscheidend sind. Die Bezeichnung „Kardinaltugenden“ soll darauf hinweisen, dass auf diesen Grundtugenden das ganze sittliche Leben ruht und wie in seinen Angeln (lat. *cardo*, *cardines*) und Stützpunkten sich bewegt. Tugenden gibt es in verschiedenen Bereichen. Zu den Tugenden des Wissenschaftlers gehören Exaktheit und Sachgerechtigkeit. Für Richter, Politiker und Beamte sind besonders Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit wichtig. Zu den sozialen Tugenden gehören Solidarität, Hilfsbereitschaft und auch schlichtes Zuhören-Können. Eine besondere Stellung nehmen sie sogenannten unmittelbar auf Gott bezogenen „*theologischen Tugenden*“ Glaube, Hoffnung und Liebe in der christlichen Religion ein. Auf die Frage, warum diese Tugenden theologische Tugenden genannt werden, antwortet *Thomas v. Aquin* wie folgt: „einmal, weil sie Gott zum Gegenstand haben, insofern wir durch sie die rechte Hinordnung auf Gott erhalten, dann, weil sie uns allein von Gott eingegossen werden; endlich, weil solche Tugenden allein durch göttliche Offenbarung in der Heiligen Schrift überliefert sind.“ (STh I-II,62,1.)

Auch wenn das Wort Tugend, wie anfangs festgestellt wurde, keinen besonderen Klang hat und sich eher altmodisch anhört, gilt dies nicht für die Sache bzw. den Inhalt der Tugend. So wundert es nicht, dass es seit den späten siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zu einer *Wiederentdeckung der Tugend* gekommen ist, zunächst im anglo-amerikanischen, danach auch im europäischen Bereich.

Wie das Denken und Handeln des Menschen sind auch die Tugenden auf *geschichtliche Situationen* bezogen und erhalten in ihnen ihren Sinn. Großmut (anderen ihre Fehler verzeihen; verzichten auf das, was einem zusteht) war für *Aristoteles* eine ethische Tugend, heute ist sie fast vergessen. Die die eigene Person zurücknehmende Tugend der Demut, (Gesinnung eines Dienenden, Anerkennung der Allmacht Gottes) hielt *Aristoteles* für so wenig wert wie Selbstüberschätzung und Aufgeblasenheit. Im Mittelalter wurde die Demut unter dem Einfluss des Christentums zu einer wesentlichen Tugend; in der Gegenwart ist die vollkommen verblasst und drückt eher eine negativ verzichtende Haltung aus. Dagegen waren die heute hochgeschätzten Tugenden der Fairness und des Umweltschutzes (Bewahrung der Schöpfung) *Aristoteles* unbekannt. Die Kriegstugend der Tapferkeit vor dem Feind kann in Vergessenheit geraten, weil kein Bedarf nach ihr zu bestehen scheint. Aber das heißt nicht, dass sie aufhört Tugend zu sein, Und sie kann plötzlich wieder aktuell werden, so z.B. wenn jemand unter Gefahr für sein Leben einen Schwachen beschützt, der auf einem U-Bahnhof von jugendlichen Schlägern zusammengeschlagen wird. Und ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Polizist oder ein Wachmann seinen Dienst versieht, ohne die Tugend der Tapferkeit zu besitzen.

Wie nun ist das *Verhältnis von Normen und Tugenden*?²¹ Die Ethik unserer Zeit ist immer noch stark von der Normproblematik geprägt, die ein Sollen und Müssen verlangt. Bei der Tugend geht es nicht um ein einmaliges Handeln, auch nicht um ein

²¹ Vgl. Gerhard Marschütz, a.a.O.11 und 171-174

Set von praktischen Verhaltensregeln, sondern um bleibende Einstellungen und Geneigtheiten (Grundhaltungen), die sich in einem guten Lebensstil niederschlagen und dem Handelnden ein „moralische Gesicht“ verleihen. Eine Normenethik beurteilt konkrete Handlungen unter der Differenz von richtig und falsch. Die Tugendethik bewertet menschliche Charaktereigenschaften bzw. Haltungen unter der Differenz von menschlich gut und schlecht. Tugenden zeigen auf das immer offene des sittlichen Anspruchs. Normen, vor allem verbietende, sind dagegen häufig abschließend zu erfüllen; bei Tugenden kommt man nie an ein Ende, sie halten wach und drängen weiter. Sie erzeugen Beständigkeit und Verlässlichkeit als Vorbedingungen sittlicher Kultur und lassen eine Persönlichkeit entstehen, die lebensgeschichtlich herangewachsen ist und mit steigendem Lebensalter je neue Bewährungen bestehen kann.

Dennoch ist die *Leistungsfähigkeit einer Tugendethik* begrenzt. Sie enthält keine vollständige Antwort auf die Frage, was soll, was muss sein, was ist zu tun? Die Bestimmung dessen, was gut ist, kann sich nicht allein nach der Güte des individuellen Verhaltens bemessen. Wer Rat für eine Handlungsentscheidung sucht, dem ist unter Umständen wenig geholfen mit dem Hinweis: Handle tugendhaft, handle als guter Freund, handle tapfer. Außerdem vermag eine Tugendethik nicht die gelegentlich auftretenden und unvermeidbaren tragischen Auswirkungen menschlichen Handelns direkt einzuschätzen, da ihr Begriffsschema in der Vorstellung vom guten Menschen wurzelt. Tugenden sind wesentliche Momente moralischen Lebens, machen aber Normen zur Beurteilung einer Handlung nicht überflüssig. Man könnte auch sagen: Ethik ohne Tugend ist wie ein Skelett ohne Fleisch, aber Ethik ohne Normen ist wie Fleisch ohne Knochen.²²

Schluss

Woran sollen wir uns halten? Die Frage ist umso drängender, je mehr die Welt um uns herum sich wandelt und je unverbindlicher die traditionellen Gesellschaften sind. Wir brauchen Regeln für das Spiel des Lebens. Wir haben reflektiert über den moralischen Kompass, der das menschliche Leben orientiert und dabei über Werte, Normen und Tugenden nachgedacht. Bei diesen Regeln handelt es sich um erstrebenswerte Beschaffenheiten, die sich der Einzelne und die Gesellschaft setzt, um das Leben und Zusammenleben sinnvoll zu regeln und zu sichern. Neben der Funktion eines Kompasses haben sie auch die Funktion eines Geländers, das den Weg sichert. Wer auf überkommene und bewährte Sicherungen verzichtet, riskiert sich selbst.

²² Vgl. Jean-Claude Wolf, Grundpositionen der neuzeitlichen Ethik, in: H. Hastedt und E. Martens (Hg.), Ethik. Ein Grundkurs, Hamburg 1994, 107.